LEUPHANA
UNIVERSITÄT LÜNEBURG

Rede

„Meine Kriterien für gute Wissenschaftskommunikation“

Redner: Prof. (HSG) Dr. Sascha Spoun

Ort und Anlass: Workshop der VolkswagenStiftung: „Image statt Inhalt? – Warum wir eine bessere Wissenschaftskommunikation brauchen“
im Tagungszentrum Schloss Herrenhausen

Datum: 7. Juli 2014

Sehr verehrte Frau Ministerin,

liebe Frau Heinen-Kljacic,

sehr geehrter Herr Krull,

meine sehr verehrten Damen und Herren,

„Wissenschaft muss sich *erklären*.“ – so forderten die Mitglieder des Siggener Kreises jüngst. Ein interessanter Satz, an dem ich gerne meine einleitenden Gedanken als Vertreter der Hochschulen auf diesem Podium ausrichten möchte. Wissenschaft muss sich *erklären*. Das ist auf der einen Seite völlig richtig.

Wenn Wissenschaft und Bildung selbstreferentiell und hermetisch sind, vergessen sie gerne, dass es die Gesellschaft ist, die sich ein Bildungs- und Wissenschaftssystem leistet, die ein wirtschaftliches System befördert, das wissenschaftliche Forschung unterstützen kann, die jungen Menschen eine Grundbildung ermöglicht, bevor sie sie auffordert, einen Beruf auszuüben und Steuern zu zahlen. Wenn also Wissenschaftlerinnen im Hinblick auf die Gesellschaft gleichgültig mit den Schultern zucken, so vergessen

sie, dass sie selbst auf Schultern stehen – in diesem Bild nicht auf den Schultern von Riesen, sondern auf den Schultern vieler Einzelpersonen, die als Gesellschaft Geld, Zeit und Lebensenergie zusammengetragen haben, um die Wissenschaftlerinnen – gleichsam per Induktion – zu dem zu machen, was sie sind. Bildung ist also ein Geschenk, das an die Schenkenden zurückverweist. Oder umgekehrt: Wenn die Gesellschaft sich ein Bildungs- und Wissenschaftssystem leistet, so ist dies als Investition zu verstehen, mit der sie Kompetenzen zur Gestaltung von Gesellschaft und deren Zukunft fördern will. Kurz gesagt: Bildung trägt kein Preisschild, Bildung trägt Verantwortung.

Es scheint also nur recht und billig, wenn die Gesellschaft, die nach Aussage des Siggener Kreises eine „Wissenschaftsgesellschaft“ ist, von der auf ihren Schultern stehenden Wissenschaft über die in der Forschungswelt sich ergebenden Prozesse, Neuerungen und Fragestellungen informiert werden möchte. Dies ist umso bedeutsamer, als wissenschaftliche Entwicklungen keine Gefahr für die gesellschaftliche Ordnung, für die Gesundheit oder für die Erhaltung der Umwelt darstellen dürfen. Es muss also nicht nur die Wissenschaft am Puls der Gesellschaft bleiben, sondern auch umgekehrt: Die Gesellschaft muss sich in Bezug auf die Welt der Wissenschaft auf dem Laufenden halten. Und vor dem Hintergrund des oben skizzierten Abhängigkeitsverhältnisses kann man argumentieren, dass die dazu notwendige Kommunikation eine Bringschuld der Wissenschaft ist. Und so werden dann auch zahlreiche Anforderungen an diese Kommunikation gestellt: „faktentreu“, „zielgruppengerecht“, sie soll auch „Geschichten aus der Wissenschaft“ erzählen, unterhaltsam sein und „selbstkritisch“.

Dieser bereits sehr extensiven Wunschliste ließe sich einiges hinzufügen. So ist es in meinen Augen aus den oben genannten Gründen unerlässlich, dass Wissenschaft sich selbst und der Gesellschaft Rechenschaft über die Bedingtheit ihrer eigenen Forschungsergebnisse ablegt. Fachliche oder kulturelle Voreingenommenheiten müssen ebenso transparent ersichtlich sein wie inhaltliche Abhängigkeiten von fachlichen Kontexten, etwa im Hinblick auf die zugrunde gelegten Methodologien und Instrumente. Das *Bias* der Forschungshypothesen und -prozesse muss offengelegt werden, damit Wissenschaft ihrem eigenen Maßstab der ideologischen Unabhängigkeit treu bleibt.

Ein beeindruckender Katalog an Anforderungen an gute Wissenschaftskommunikation.

Dass man diese Peitsche dann immerhin mit dem Zuckerbrot kombiniert, ein Anreizsystem für eine gute Wissenschaftskommunikation zu schaffen, etwa in Form einer „Gutschrift auf ihr Impact Factor-Konto“, wie Jens Rehländer schlägt in seiner Online-Entgegnung auf das Diskussionspapier vorschlägt und die notwendigen kommunikativen Fähigkeiten zum Bestandteil der wissenschaftlichen Ausbildung zu machen, ist dann der logisch nächste Schritt.

Meine Damen und Herren, es sei mir gestattet, an dieser Stelle auch zwei kontrapunktische Gedanken an den Beginn des Austausches zu stellen. Erstens: Wissenschaftskommunikation muss mehr sein als Information – Wissenschaftskommunikation meint Mitgestaltung von Gesellschaft. Zweitens: Eine Pflicht zur Wissenschaftskommunikation kann die Wissenschaft selbst negativ beeinflussen – davor ist sie zu schützen.

Zu eins: „Wissenschaft muss sich *erklären*.“ Eine Zuspitzung von Kommunikation auf reine Aufklärungspflicht, meine sehr verehrten Damen und Herren, wird dem, was das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Wissenschaft ausmachen sollte, nicht mehr gerecht. Wissenschaft will Gesellschaft nicht nur informieren – Wissenschaft will Gesellschaft mitgestalten. Es geht nicht nur um die Vermittlung von Informationen, es geht um gesellschaftliche Veränderungsprozesse, um *Impact*. Dazu müssen sich Wissenschaft und Gesellschaft austauschen. Kommunikation ist also auch hier keine Einbahnstraße, sondern ein bidirektionaler Prozess, in dem die Wissenschaft gesellschaftliche Probleme und Entwicklungsfelder identifiziert, sich ihrer auf der Grundlage ihrer Forschungsarbeit annimmt und die so entstehenden Erkenntnisse an die gesellschaftlichen Schaltstellen zurückspielt. So reicht es nicht aus, die Gesellschaft über die Möglichkeit der Nutzung alternativer Energiequellen zu informieren, wenn daraus nicht tatsächlich ein energiepolitischer Wandel entsteht. Es wäre ja regelrecht zynisch, dem Aufbrauchen fossiler Brennstoffe tatenlos zuzusehen, wenn man ein Alternativkonzept in der Tasche hat.

Natürlich darf wissenschaftliche Forschung sich nicht dem Diktat des Nützlichen ausliefern. Nicht jedes Forschungsprojekt berührt die Kernprobleme der Gesellschaft, ohne dann gleich wertlos zu sein. Auch das spezifisch anglische Wortgut in den nordhumbrischen Interlineaglossierungen des Lukasevangeliums lohnt der Untersuchung, trägt zur kulturellen Wissensmehrung bei und ist als solches zu respektieren. Wäre Nützlichkeit der einzige Parameter bei der Entscheidung, welcher Themen sich Forschung annehmen sollte, so beforschten wir alle dasselbe. Wissenschaft braucht, um angemessen kommunizieren zu können, Gehör

und Gelegenheiten. An der Leuphana Universität Lüneburg etwa wurde die Plattform Social Change Hub eingerichtet, die Studierende und Praxispartner durch interaktive Formate an einen Tisch bringt, um Studierenden bei der Entwicklung, Ausarbeitung und Umsetzung eigener Ideen zum sozialen Wandel zu unterstützen. Im Leuphana Innovations-Inkubator, der durch eine Förderung aus dem Europäischen Fonds für Regionalentwicklung finanziert wird, werden bis August 2015 45 Innovationsprojekte in den Bereichen digitale Medien, Gesundheit und nachhaltige Energie umgesetzt. Wissenschaft und Wirtschaft entwickeln hier in sogenannten Kompetenztandems gemeinsam neue Prozesse, Produkte und Dienstleistungen.

Diese beiden Beispiele mögen genügen, um meinen Punkt zu unterstreichen: Wissenschaftskommunikation muss ein Austausch zwischen Wissenschaft und Gesellschaft sein, der die Gestaltung und Veränderung von gesellschaftlichen Umständen und Prozessen zum Ziel hat.

Zu zwei: Kehren wir zum Beginn dieses Gedankengangs zurück: „Wissenschaft muss sich *erklären*." Wir haben diesen Satz nun zunächst im Sinne des Siggener Aufrufs und dessen Forderung nach kommunikativer Transparenz von Wissenschaft ausgelegt. Aber er ist mehrdeutig, je nachdem, wohin man die Betonung legt. Wissenschaft muss sich *erklären*. Das wurde bereits ausgeführt. Aber ist es immer richtig, dass Wissenschaft sich erklären *muss*? Ich glaube nein. Und hier besteht ein fundamentales Missverständnis in Bezug auf das Verhältnis von Öffentlichkeit und Wissenschaft, das ich an dieser Stelle die „Gladwell-Illusion"[1] taufen möchte, dass sich nämlich komplexe wissenschaftliche Zusammenhänge immer in vereinfachten Stories allgemeinverständlich darstellen lassen.

Wenn das Ziel des wissenschaftlichen Forschens und Kommunizierens immer der juristische „Oma-Maßstab" ist (Würde die Großmutter dieses Gerichtsurteil für ‚gerecht' halten?), weil in dem letztlich finanziell immer bestehenden Abhängigkeitsverhältnis zwischen Gesellschaft und Wissenschaft an den entscheidenden Stellen keine Experten, sondern Laien über die Güte der Kommunikation und entsprechende Entlohnung urteilen, Laien, die sich Faktentreue, aber eben doch auch Vereinfachung wünschen (vgl.

---

[1] Malcolm Gladwell, Jahrgang 1963, ist ein bekannter amerikanischer Wissenschaftsjournalist, der mit Büchern wie *The Tipping Point – How Little Things Can Make A Big Difference* und *Blink – The Power Of Thinking Without Thinking* ein Millionenpublikum erreichte.

obengenanntes Diskussionspapier), so kann die Gefahr bestehen, dass der Wissenschaftsdiskurs selbst verflacht.

Verehrte Anwesende, aus diesen Gedanken folgt meines Erachtens, dass die eingangs beschriebene ideelle Schuld, in der sich die Wissenschaft gegenüber der sie aushaltenden Gesellschaft befindet und die eine Bringschuld in Sachen Kommunikation bedingt, auch umgekehrt wirkt: Die Gesellschaft muss dafür Sorge tragen, dass Wissenschaft sich auch in einem Schutzraum vollziehen kann, der sich der Gängelei einer kleinteiligen Berichtspflicht entzieht. Forschung braucht nicht nur Zeit, sondern auch Muße und Ruhe. Und mitunter kann es lange dauern, bis überhaupt an eine breite Öffentlichkeit kommunizierbare Ergebnisse vorliegen. Und Kommunizierbarkeit an eine breite Laienöffentlichkeit, auch das folgt für mich aus diesen Gedanken, kann nicht das einzige Kriterium für die Güte und Relevanz von Wissenschaft – und damit letztlich auch die Förderwürdigkeit durch die öffentliche Hand – sein. Nicht jedes relevante Forschungsthema ist auch ‚sexy', wie es so schön heißt. Auch das oben bereits erwähnte spezifisch anglische Wortgut in den nordhumbrischen Interlinearglossierungen des Lukasevangeliums ist womöglich nur für eine sehr begrenzte Laienöffentlichkeit interessant (ohne den Linguistinnen und Linguisten unter Ihnen zu Nahe treten zu wollen) – aber seine Erforschung trägt zur Mehrung des Wissens über unsere Kultur bei.

Ich fasse zusammen: Wissenschaft darf die Nabelschnur zu der sie ermöglichenden Gesellschaft nicht kappen, sondern muss sich mit ihr austauschen, um sie mitgestalten zu können. Die Gesellschaft selbst wiederum tut gut daran, ihren berechtigten Wunsch nach Information nicht zum alles entscheidenden Kriterium für die Förderung von Wissenschaft zu machen, da sie diese sonst in ihrer wesensnotwendigen Freiheit einschränkt. Oder, etwas salopp ausgedrückt: Dem gesellschaftlich formulierten Gebot der Kommunikation kann die Fachwissenschaft manchmal auch entgegensetzen: Der Laie kann alles fragen, aber nicht alles wissen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.